

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die vom Rauhen Grund.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Die engen Schranken werden fallen. Unser Rauher Grund wird kein toter Winkel mehr sein wie bisher. Aber mehr, noch mehr! Bis weit hinaus ins flache Land werden die Wirkungen dieser Sperre reichen. Du weißt's ja, wie's mit unserm Fluß da draußen geht: Bei Wassermangel Dürre ringsum, Not und Sorge der Landwirtschaft. Bei Hochwasser aber Elend noch größerer Art — einfach Vernichtung der Saaten. Hier tut eine Wasserstauung wahrhaft Wunder, reguliert den ganzen Flußlauf im flachen Lande. Wir bringen denen draußen Hilfe und Segen. Nun — was sagst du dazu, Ete?"

Eine lichte Röte auf den Wangen, sah er sie an. Erwartungsvoll.

Ete von Grund stand wortlos. Erregt ging ihr die Brust. Doch jetzt ergriff sie seine Hände.

„Gerhard — das ist groß!“

Sie verstummten beide, von der Bedeutung des Augenblicks hingerissen.

Dann aber forschte sie:

„Und der Plan wird zur Tat werden?“

Er nickte.

„Ohne Zweifel. Die Landesbank wie die Regierung hab' ich hinter mir — da werden die übrigen schon klein beigegeben müssen.“

„Die übrigen?“

„Nun ja, die Gemeinden im Rauhen Grund, die von der Sache betroffen werden. Hier Ködlig, und die Ansiedlungen weiter drunten am Fluß.“

Ein Staunen bei Ete. Ihr Auge wandte sich hinab ins Tal.

„Ach ja — das Anstauen des Flusses!“

Doch dann stutzte sie.

„Da wird ja das Wasser steigen, hoch empor — am Ende gar auch Häuser bedecken?“

„Häuser? Das ganze Unterdorf wird hier verschwinden.“

„Gerhard.“

„Nun ja, Kind. Es kam ja doch auch nicht anders sein. Die Sperrmauer wird an fünfzig Meter hoch werden. Da liegt alles, was du hier siehst, unter dem künftigen Wasserpiegel. Selbst der Kirchturmknopf da drunten. — Du mußt dir das einmal richtig vorstellen.“ Und eifrig wies er hinab. „Alles, was du hier siehst, das ganze weite Tal — ein einziger, riesiger See wird es dann sein. Nur die Berggipfel dort vom Jägerkopf und der Fuchskante werden als schmale Waldinseln hervorragen aus den Fluten.“

Ete ward still. Erschreckt und zugleich gebannt von der Vorstellung dieser gigantischen Umgestaltung des ganzen Landschaftsbildes. Doch plötzlich taten sich ihre Augen weit auf.

„Aber dann — verschwindet ja auch unser Haus da drunten!“

„Freilich, das fällt auch mit.“

„Und das sagst du so, als ob es nichts wäre?“ Ihre großen, erschrockenen Augen sahen ihn jetzt an, als wäre er ihr ganz fremd geworden. „Unser Haus — meine Heimat!“

Da kam es ihm wie ein Erwachen aus fieberndem Rausch.

„Verzeih!“ Er legte den Arm um sie. „Ich war so ganz in meinen Plänen.“

„Ja, deinen Plänen, mit denen du hinopferst, was andern lieb und teuer ist — ohne mit der Wimper zu zuden.“

„Ete!“ Er zog sie näher an sich. „Ich ermesse voll, was das für dich bedeutet, und für die andern da unten, die von Haus und Hof werden gehen müssen. Aber dennoch — muß es nicht sein?“

„Warum muß es? Wärest du nicht gekommen mit deinem Plan — alles würde bleiben, wie es ist.“

„Bis ein anderer käme mit demselben Plan! Solche Gedanken liegen doch in der Luft. Glaubst du wirklich, der gewaltige Entwicklungsprozeß, die Industrialisierung, die die Lösung unseres Zeitalters ist, würde haltmachen, einzig und allein vor den Toren des Rauhen Grundes? Und nanntest du nicht selber vor ein paar Augenblicken erst diesen Plan groß?“

Das Haupt sank ihr langsam nieder. Da fuhr er fort:

„Siehst du, du schweigst. Nein, Ete — du kannst auch nicht klein denken, und geschähe dir noch viel Schmerzlicheres.“

Ein letzter Kampf, dann hob sie die Augen zu ihm auf.

„Ich danke dir, Gerhard. Es war nur so im ersten Moment. Leicht ist der Gedanke ja auch nicht.“

Doch noch einmal glitt ihr Blick hinab zu dem Dorf drunten, goldüberflutet, im Abendfrieden, das noch nichts ahnte von seinem Schicksal.

„So Abschied nehmen von seiner Väter Haus, von der Scholle, auf der man seit Menschengedenken gesessen —! Aber du hast recht: die Zeit läßt sich nicht aufhalten. Sie hat nun einmal angeklopft hier bei uns, da müssen wir ihr auch die Tür öffnen — ganz rüchhaltlos.“

Wieder ausleuchtenden Blickes nickte Vertsch ihr zu. Als er jetzt neben ihr stand, von dem letzten Dauch der sinkenden Sonne überglüht, war etwas Verklärtes, Großes in seinen Zügen. Da sah ihn Ete von Grund an, und wie ein Abglanz dieses Leuchtens ging es über ihr eigenes Antlitz. Wohl sollte da unten eine Welt in Trümmer gehen, aber würde nicht dafür eine neue erstehen? Eine größere, unendlich reichere!

Und ein Stolz auf den geliebten Mann überkam Ete. War nicht auch in ihm etwas von dem Geist jener Titanen, die mit vermeßener Faust hinaufgriffen in die Sphäre der Götter? Was die Natur einst in Schöpfungswehen gebildet, was ungezählte Jahrtausende gedauert, was für alle Ewigkeit gefügt schien — hier kam eine kahne Menschenhand und verrückte die Grenzen der Allmacht. Sie gebot den Wassern, und siehe — Tal und Berge verschwanden! Ein Schauer überkam sie. Fast scheu blickte sie auf zu der lichtumfluteten Stirn des Mannes neben ihr.

Doch nun fühlte sie wieder in ihm den Geliebten ihres Herzens. Fest streckte sie ihm beide Hände entgegen. „Das Neue fordert immer Opfer — ich will sie gern bringen an meinem Teil.“

Noch einmal blickten sie, Hand in Hand, hinab ins Tal. Dann aber setzten sie ihren Weg fort, zum Buchenhof hin. Noch ganz im Bann dieser großen Stunde. Erst nahe dem Ziel ihres Weges kam Ete wieder das Besinnen auf die Erfordernisse des Alltags. Sie blieb stehen. Es war bald am Waldbrand. Die weißgetünchten Gebäude des Schöfstes schimmerten bereits durch die Bäume herüber.

„Du mußt nun umkehren, Gerhard.“

Sie bot ihm die Lippen zum Abschied, wie gewohnt. Ein ruhiger, herzlicher Gruß. Schon wollte er sie mit einem Abschiedswort von sich lassen, da umschlangen ihn ihre Arme noch einmal.

„Ich bin so stolz auf dich!“

Und eng schmiegte sie sich an ihn. Ganz Hingabe.

Es überraschte ihn. Noch nie hatte er ihr warmes, junges Weibesseben so nahe seinem Herzen gefühlt. Ein Blutstrom jagte ihm durch alle Nern. Seine Lippen zitterten. Lange Jahre war er an den Frauen vorübergegangen, ohne sie zu entbehren. Nun aber, wo sein Herz gesprochen, erwachte in ihm wie unter einem Hauberschlage das Sehnen nach dem Weibe. Uebergewaltig. Und im nächsten Augenblick riß er sie an sich. Seine Kisse fengten ihr Lippen, Wangen und Halsauschnitt. Seine Hände zuckten in fieberndem Begehren an ihrem Leibe.

Wie gelähmt war Ete im ersten Erschrecken. So fühlte sie seine entfesselte Glut sie umlodern. Und ahnte plötzlich ein Dunkles, Ungekanntes, Elementares, vor dem ihr Herz stillstand. Aber dann schoß es ihr von dort auf, ein flammendes Rot, hoch hinauf bis in Hals und Wangen — Verwirrung, Scham, Empörung ihres herben Mädchentums. Noch schlummerte ja in ihr ungeweckt das Weib.

„Gerhard!“

Und sie entwand sich ihm. Fast ein Fortstoßen war es.

„Ich hab' dich ja so lieb!“

Mit heißen Worten flüsterte er es, noch ganz im Bann seiner Empfindungen. Es war das erstemal, daß seinem Mund das Geständnis entfloß. Doch in zitternder Enttäuschung traf ihn ihr Blick.

„So küßt man keine Frau, die man achtet! Das tut kein Mann von Ehre.“

„Ete!“

Er schrak zusammen. Seine Hand streckte sich zu ihr hin. Aber sie wich davor zurück, als wäre sie unrein. Da erblähte er. Mit einem kurzen Schritt trat er beiseite. Der Weg war ihr frei.

Einen Moment stand sie noch, wie wartend. Auf ein Wort der Abbitte. Doch als es nicht kam, trat sie an ihm vorüber.

Aus seinen Augen wich aller Glanz. Das konnte doch nicht sein! Denn wenn sie jetzt ging — dann war es ja aus. Sein Stolz konnte kein Nachgeben. Lieber zugrunde gehen!

Wußte sie denn so wenig von ihm, daß sie das nicht ahnte? Oder ging sie — mit vollem Bewußtsein dessen?

In einem stehenden Beschwören klammerten sich seine Blicke an sie. Aber seine Lippen blieben fest zusammengebissen.

Und Ete ging wirklich, ohne das Haupt auch nur um eines Haares Breite noch einmal nach ihm zurückzuwenden. Nun verschwand sie hinter den Stämmen.

Er preßte die Hände ineinander, daß jeder Blutstropfen aus den Knöcheln trat. Und nun endlich ein Laut von seinen Lippen. Hart und schrill wie springendes Glas. Dann wandte auch er sich ab, nach der entgegengesetzten Richtung, stürmte vorwärts, irgendwohin. So wühlte er sich tief hinein in die Einsamkeit des Waldes. Wie ein Tier, das den tödlichen Schuß empfangen. —

Bis die Dunkelheit sich niederlenkte und ihm den Weg verlegte, lief Gerhard Bertsch hoch droben durch den Bergwald. Da mußte er umkehren, notgedrungen.

Als die Lichter von Röbbig endlich vor ihm aufleuchteten, was es inzwischen völlig Nacht geworden. Vom Kirchturm drunten im Unterdorf schlug es elf.

Die Rückkehr in die Nähe der Menschen, mit all ihrem Zwang, tat nun ihre Wirkung. Als ob er sich schämte, daß er sich so stundenlang seinem Schmerz hingeeben, kam eine schneidende Bitterkeit über ihn und ein wilder Trotz. Ein brennendes Verlangen nach irgend einer Tat, um sich und ihr zu zeigen: Es war vorbei mit dem kurzen Narrenwahn.

So schritt er durch das Dorf hin, das schon in tiefem Schlummer lag. Es reizte seinen grimmigen Hohn auf. Philisterseelen, alle miteinander! Jetzt ein paar rechte Kumpane hier haben, Desperados wie die Kerls da drüben überm großen Wasser, und dann ein Bechern, voll bachantischer Raserei, mit graufigem Nervenkitzel. Wüste Erinnerungsbilder schossen in seinem zuckenden Hirn auf: der kaltblaue Morgenschein über fahlen, truntgedunsenen Gesichtern. Falso, Jonny, die Wette gilt! Drei Schuß nach dem Pfeifenstummel in deinem Munde. Treff ich, hast du verloren — eine Runde Whisky. Fehl ich auch nur einmal, zahl ich drei!

So brandete es in ihm, wie er durch die nachtdunkle Dorfstraße hinschritt.

Nun bog er ab in das stille Seitengäßchen, das von hinten her zum Hirschen führte. In den Gärten mußte er hier vorbei. Von allen Seiten schlug ihm der warme, duftgeschwängerte Hauch der Sommernacht entgegen.

Was das für eine Lust war! So seltsam schwül und schwer.

Er riß den Hut vom Kopfe, aber dennoch sog seine Brust den süßbetäubenden Atem der tausend Blüten ein. Gierig fast. Auf seine zuckenden Nerven legte es sich, sanft, schmeichelnd, wie eine weiche Frauenhand! Wohlthuend, aber zugleich auch namenlos aufreizend.

(Fortsetzung folgt.)

Franzosen im Dorfe.

Von F. Künzelmann (Berlin).

Das Vielbesprochene, Längstangekündigte, daß wir gefangene Franzosen zur landwirtschaftlichen Arbeit ins Dorf bekommen sollen, das ist nun endlich Ereignis geworden. Das kleine, hübsche Bauernmädchen mit den Ringelöpien über den Ohren, das uns morgens in aller Frühe die Milch ins Haus bringt, hat uns die große Neuigkeit gleich erzählt, ganz aufgeregt, mit roten Backen und glänzenden Augen: „Die Franzosen sind da, und sie wohnen im Krüge, im großen Saale, und der Vorsteher hat sich schon welche geholt, und sie schlagen den Bach aus. Ganz rote Hosen haben sie an.“

Ein paar Stunden später sehe ich von den oberen Fenstern unseres hochgelegenen Sommerhauses aus in der Feldflur schon hier und da die roten Hosen aufleuchten — die Franzosen sind also an der Arbeit. Das freut mich.

Unsere beiden Mägde erinnern sich im Laufe des Vormittags wichtiger, eiliger, ganz unausschießbarer Einkäufe, die im Laufe des Vormittags beim Krüger gemacht werden müssen, der zugleich einen kleinen Kolonialwarenladen hat, und sie kommen beide sehr befriedigt mit vielen Neuigkeiten zurück — sie haben die Franzosen gesehen.

„Nun weiß man doch wenigstens mal,“ sagt die eine, „wie die Franzosen aussehen, mit denen „Unsere“ sich herumschlagen müssen. Gott, was sind es doch nur für kleine Kerls, und man sollte gar nicht glauben, daß sie sich so wehren können.“

Und die andere, die im Ruße steht, die beste Tänzerin im Dorfe zu sein, sagt: „Ich hatte sie mir überhaupt hübscher vorgestellt.“

Und damit sind die Franzosen erledigt.

Gegen Mittag, als ich zur Post gehe, finde ich die Dorfstraße lebhafter als sonst, und nicht nur Kinder, sondern auch Frauen und Mädchen stehen vor den Hofstüren. Sie wollen alle die Franzosen sehen, die gleich von der Arbeit wiederkommen müssen. Selbstverständlich ist von nichts anderem als von den Rothosen die Rede. Eine jede will wissen, wie denn nun die Franzosen eigentlich aussehen, mit denen sich „Unsere“ so herumschlagen müssen. Unsere Bauern wußten ja bislang von Frankreich ungefähr so viel wie der gebildete Franzose von Deutschland — also gar nichts. Frankreich war das Land, wo wir 1870/71 gekämpft und gesiegt hatten, das Land der Rothosen und des roten Weins, den sich der Bauer selten genug leistet. Das war die ganze ländliche Wissenschaft von Frankreich. Im übrigen lag es „weit weg“.

Und nun war es plötzlich für alle so grausam bedeutungsvoll und wichtig geworden.

Die städtische, junge Frau des Vorstehers begegnet mir auch und ich frage sie, was sie denn zu den Franzosen sagt.

„Sie sind alle so lang,“ sagt sie lächelnd. („Sie sind alle so mager.“)

Ich gehe lachend weiter und sehe förmlich das gute, dampfende Mittagessen vor mir, das die Rothosen auf dem Vorsteherhofe, nein, im ganzen Dorfe bekommen werden. Hier denkt niemand daran, sich in wildeloser Weise mit den Franzosen anzubiedern, aber sie sind Arbeiter, sie sind willkommene Helfer und schließlich sind sie „doch auch Menschen, die ihre Pflicht getan haben wie unsere auch,“ sagt der Schmied, und sie haben nun das Unglück oder Glück gehabt, in Gefangenschaft zu geraten und unfreiwillig unsere Helfer und Gäste zu werden. Ich sage absichtlich —: Gäste. Denn eine der liebenswürdigsten Eigenschaften der Deutschen, der Landleute zumal, die Gastfreundschaft, regt sich auch diesen Gefangenen gegenüber, die so „lang sind“, und ohne daß es mir eine der Frauen berichtet, weiß ich, daß auf allen Höfen, wo Gefangene arbeiten, besonders gut „zugekocht“ werden wird. „Mit Gefangenen muß man immer Mitleid haben,“ sagt mir eine Alte, und die anderen nicken. Keine denkt mehr daran, daß die Rothosen Feinde sind, daß sie auf „Uniere“ geschossen haben, und daß es leicht möglich ist, daß gerade diese Gefangenen hier diesem Dorfe Trauer und Leid zugefügt haben, das sie jetzt so gastlich aufnimmt.

Nach zwei, drei Tagen haben sich alle, sogar die Kinder, schon an die fremdartige Erscheinung der Franzosen gewöhnt. „Das Neue ist davon,“ sagt der Vorsteher und lacht: „Und das ist auch man gut.“ Aber allgemein werden sie als höfliche, anständige Menschen, als fleißige Arbeiter gelobt. „Wenn sie mal ein Butterbrot oder 'ne Flasche Bier extra kriegen,“ sagt der Schmied, „dann springen sie so hoch.“ Einer der Gefangenen, ein Landwirt, der durch Gebarden zu verstehen gegeben hat, daß er selbst 12 Kühe und 4 Pferde hat, und Schweine und Hühner und Gänse auch, hat sich schon als Mäher beim Akeholen Ruf und Anerkennung erworben.

Sie sind schon fast eine Woche da, unsere rothosigen Gäste, als mich der Vorsteher eines Nachmittags zum Dolmetscher holen läßt — in der Wiese, wo ein Graben verlegt werden soll, wo Gitter umgestellt werden müssen, wo eine Tränke angelegt werden soll, kämen sie nicht recht „überein“.

Ich finde den kleinen Trupp mit zwei Wachsoldaten dabei in ziemlicher Aufregung über einige Weidenstümpfe, die sich im Boden gefunden haben und ihrer Entfernung hartnäckigen Widerstand entgegensetzen. Den beiden deutschen Soldaten geht die Sache nicht geschwind genug. Ganz erfüllt von ihrer deutschen Sachlichkeit wissen sie nicht, daß Franzosen nur dann Lust zu einer schwierigen Arbeit haben, wenn die Arbeit zur Haupt- und Staatsaktion verwandelt wird. . . . Ich schlage also eine kleine Schwanz- und Rauchpause vor, und während die Rothosen eine Zigarette rauchen, die sie jubelnd als französische begrüßen — es sind aber essäffische! — reden wir erregt und gewichtig über diese Weidenstümpfe da, steigern uns in einen rechten Zorn gegen sie, und jeder nimmt alle Kräfte zu einem neuen Angriff zusammen, bei dem sie denn auch schon ganz hübsche Erfolge haben.

Die Zigarette und die französische Ansprache hat die Herren Rothosen in die beste Laune versetzt. Zwei stämmige Riesen, die durchaus nicht „lang“ waren, und in denen ich gleich Arbeiter aus der Pariser Halle ahnte, tauchten im schönsten Pariser Jargon Vermutungen darüber aus, wer und was ich denn nun wohl sein könnte. Und als ich mich dann zu ihnen stelle und gleich in ihrer Tonart ein Gespräch über Paris mit ihnen anfangen, steigen Ueberraschung und Hochachtung ins Grenzenlose, und als ich ihnen erzähle, daß ich viele Jahre in Paris gelebt habe, freuen sie sich wie die Kinder. . . . Dann suche ich mir einen heraus, dem ich klar machen kann, was hier denn nur alles gemacht werden soll, und meine Wahl fällt auf den Eigentümer der zwölf Kühe und der vier Pferde. Er ist ein Landwirt aus dem Norden, ein hübscher Mann von dreißig Jahren ungefähr, unverheiratet und ganz unbekümmert über das Schicksal seines Hofes, der im deutschen Besatzungsgebiete liegt.

Während wir ganz allein über die Wiese gehen, haben wir schnell ein kleines halbpolitisches Gespräch.

Mein Bauer drückt aus, wie sehr er sich über den Wohlstand, die Sauberkeit, die Schönheit der Dörfer wundert. „Und das außerhalb Frankreichs!“, sagt er. „Wir haben uns Deutschland und die Deutschen ganz anders vorgestellt.“

Ich will vermeiden, vom Kriege zu sprechen, aber er fragt mich, wie es steht.

„Frankreich wehrt sich tapfer. . .“, sage ich.

„Vergewisselt,“ fällt er mir ins Wort: „Aber das wird nichts helfen. Früher habe ich unsern Offizieren geglaubt, die uns erzählt haben, man könnte Deutschland besiegen. Jetzt glaube ich das nicht mehr, denn ich sehe ja, wie stark und reich Deutschland ist.“

„Und die andern?“

Er zuckt die Achseln: „Sie glauben immer noch, wir wären oben auf. . . . Ein paar wenigstens. Sie belügen sich selbst. Andere sehen auch, wie es steht. . . . Und den meisten, den Verheirateten, ist alles einerlei, ob wir siegen oder nicht, wenn sie nur erst wieder bei ihrer Frau sein könnten. Das ist ihnen die Hauptsache. Sie

fragen nach Frankreich nichts, und nichts danach, wer uns regiert. Und da haben sie eigentlich recht, denn unsere Regierung hat noch nie etwas getaugt.“

Aber das sagte er lachend und ganz vergnügt —: einen großen Schmerz hat er sicher nicht darum. Und da gerade die Körbe mit dem Kaffee auf die Wiese kommen, breche ich schnell das Gespräch ab, und wir kehren zu den andern zurück, die sehr aufgeregt sind und sich sehr zu freuen scheinen; und zwar über die Nachricht, daß wieder ein großes englisches Schiff torpediert sein soll.

Dieser neue Beweis der Herzlichkeit des englisch-französischen Bündnisses freut mich sehr, und während ich nach Haus gehe, fällt mir das weise Wort aus dem Rasenden Ajax des Sophokles ein, das die Kämpfenden mahnt, nicht zu vergessen, daß der Feind von heute der Freund von morgen sein kann, und daß sich Kampfgenossen leicht in Feinde verwandeln.

Ich bin sicher, daß uns Franzosen und Engländer dieses Schauspiel geben werden — und ich muß sagen, daß ich mich darauf freue.

Die erste deutsche Aerztin.

Zum 200. Geburtstage von Dorothea Christiane Erxleben,
13. November.

Es ist in weiteren Kreisen nicht genug bekannt und beachtet, daß es in Deutschland im 18. Jahrhundert eine recht rege Frauenbewegung gegeben hat. Gottsched hat sich dieser Frauenbewegung verständnisvoll angenommen; eine ganze Reihe deutscher Frauen (darunter auch Gottscheds eigene Gattin) waren damals bestrebt, die Bildung der Frau zu heben und ihr im deutschen Geistesleben eine selbständige und bedeutende Stellung zu erringen. In diesem Kreise von Frauen ist nun auch, und nicht an letzter Stelle, Dorothea Christiane Erxleben zu nennen, die als die erste deutsche Frau die medizinische Doktorwürde erlangt und als erste deutsche Aerztin eine ausgedehnte und segensreiche Wirksamkeit entfaltet hat. Ihr Mädchennamen war Leporin; als Tochter des Arztes Christian Polstarp Leporin wurde sie am 13. November 1715 zu Quedlinburg geboren. Da Dorothea Christiane — wir folgen einer Lebensschilderung, die Ernst Edgar Reimerdes im jüngsten Heft der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ ihr widmet — von Jugend auf geistige Anlagen und eine ausgesprochene Neigung für die Wissenschaft zeigte, beschloß ihr Vater, sie gleichzeitig mit ihrem Bruder in die theoretischen und praktischen Anfangsgründe der Heilkunde einzuweißen. Das Mädchen war so lernbegierig, daß sie die Werke der damals berühmtesten Aerzte für sich allein las; nebenbei betrieb sie auch Sprachstudien, und doch hinderte sie alle wissenschaftliche Tätigkeit nicht, unter der Leitung der Mutter im Haushalte zu schaffen und sich tüchtige praktische Kenntnisse zu erwerben. Ungeachtet ihrer körperlichen Schwäche machte Dorothea Christiane in der medizinischen Wissenschaft so große Fortschritte, daß sie, lange bevor sie noch eine Prüfung abgelegt hatte, ihren Vater in seiner Praxis vertreten und seine Patienten behandeln konnte, wenn er, etwa durch Krankheit, verhindert war. Die außergewöhnliche Begabung seiner Tochter veranlaßte Leporin 1741, sich an den König von Preußen mit der Bitte zu wenden, ihr zur Erlangung der Doktorwürde und des Rechtes der Ausübung der Praxis die Ablegung der Prüfung vor der medizinischen Fakultät zu Galle zu gestatten. Diese Erlaubnis wurde auch wirklich erteilt, aber da Dorothea Christiane sich inzwischen mit dem Prediger Johann Christian Erxleben verlobt hatte und diesen ein Jahr später heiratete, so machte sie von der Erlaubnis vorläufig keinen Gebrauch. Ihre Ehe war ungetrübt glücklich; vier Kinder entsprossen ihr, und sie hat ihre Pflichten als Gattin und Mutter mit einer für eine gelehrte Frau ungewöhnlichen Gewissenhaftigkeit erfüllt. Aber jeden freien Augenblick widmete sie ihrer Lieblingswissenschaft, der Medizin. Ihre umfassenden Kenntnisse erregten bereits die allgemeine Aufmerksamkeit. 1742 veröffentlichte sie eine kleine Schrift „Gründliche Untersuchung der Ursachen, die das weibliche Geschlecht vom Studieren abhalten“, in der sie die so moderne Frage des Frauenstudiums behandelte. Später entschloß sie sich nun doch, in aller Form die Doktorpromotion zu machen. Die Erlaubnis wurde ihr zum zweitenmal erteilt; sie verfaßte eine Dissertation, die später unter dem Titel „Abhandlung von der gar zu geschwinden, aber eben deswegen öfters unsicheren Heilung der Krankheiten“ auch in deutscher Bearbeitung veröffentlicht worden ist, und so erschien sie am 6. Mai des Jahres 1754 zur mündlichen Prüfung vor der Hallenser Fakultät. Sie war damals bereits 40 Jahre alt, das Ereignis machte in ganz Deutschland, namentlich in Gelehrtenkreisen, ungeheures Aufsehen. Sie erwies bei der Prüfung gründliche Kenntnisse in der Heilkunde und sprach zugleich, wie der Dekan der Fakultät sich äußerte, ein so schönes und zierliches Latein, daß wir glauben, eine Römerin in ihrer Muttersprache reden zu hören.“ Sie bestand die Prüfung und nachdem die Fakultät die Erlaubnis zur Erteilung der Doktorwürde in diesem Ausnahmefalle eingeholt hatte, erhielt am 12. Juni 1754 Dorothea Christiane Erxleben als erste Frau in Deutschland im Hause des Dekans, Professor Junker, feierlich die medizinische Doktorwürde, ein Vorgang, dem zahlreiche angesehene Persönlichkeiten und Studenten der Medizin bewohnten. Sie hat nachher in ihrem Wohnsitz Quedlinburg noch lange die ärztliche Tätigkeit fortgesetzt und sich in allen Kreisen großer Beliebtheit erfreut. Hochangesehen verstarb die merkwürdige Frau am 13. Juli 1762 im Alter von nur 47 Jahren.

Vermischtes.

* Die Flugmaschine zur Bekämpfung von Waldbränden. Eine neue und anscheinend recht zweckmäßige Verwendung findet die Flugmaschine im amerikanischen Staate Wisconsin, und zwar in dem großen Waldbezirke, der sich um den Big Trout-See erstreckt. In dieser Gegend wird nämlich die Flugmaschine dazu verwendet, die Entstehung von Waldbränden, die dort häufig und oft von den verderblichsten Folgen begleitet sind, zeitiger zur Meldung zu bringen, als das auf andere Weise möglich wäre. In den bergigen Teilen großer amerikanischer Waldbezirke hat man Feuerwarten auf Höhen errichtet, von denen aus weite Teile des Waldes unter Beobachtung gehalten und die Entstehung von Bränden rechtzeitig gemeldet werden kann. Diese Warten sind aber der Natur der Sache nach in ebener oder nur leicht hügeligen Waldgelände nicht verwendbar. Da bot nun die Flugmaschine willkommenen Ersatz. Ein bekannter amerikanischer Flieger, L. A. Vilas, stellt sich und sein Wasserflugzeug freiwillig in den Dienst der guten Sache. Jeden Abend gegen 6 Uhr steigt Vilas vom Big Trout-See auf, schraubt sich binnen wenigen Minuten zu einer Höhe von 300 Metern empor und kam auf diese Weise im Gelände von etwa 200 000 Acres Waldland überfliegen. Wo er Rauch bemerkt, das meldet er sofort an das Waldbezirksamt. Wie in dem Fachblatte „American Forestry“ berichtet wird, hat Vilas in einem Falle wirklich schon einen Waldbrand entdeckt und gemeldet; und es stellte sich dabei heraus, daß er Ort und Entfernung des Brandes ganz zutreffend geschätzt hatte.

Büchertisch.

— Heinz Stirlings Abenteuer als Kriegsfreiwilliger. Ein Buch für die Jugend von Fredor v. Kobeltig. Mit Bildern von Fritz Koch-Gotha. Verlag Ullstein & Co., Berlin-Wien. (8 Mk.) Mitten in den Weltkrieg führt Kobeltig in diesem neuen Abenteuerbuch den helläugigen Heinz Stirling. Ueber Derbesthal trägt den tapferen Jungen und seine Kameraden der Militärzug hinein ins belgische Land. Durch das stolze Brüssel kommt Heinz Stirling, durch Mecheln, Antwerpen, Gent und Brügge. Er fällt an der Mense für ein paar Stunden in die Hände der Belagerer, schleift in Klandern einen Hirtstücker, liegt bei Armentières in Schützengraben, wird für einen tollkühnen Erkundungsraum mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse ausgezeichnet und vollbringt im elektrischen Schloß des französischen Marquis eine große Verdienst. Dann kämpft er in Russland, wird gefangen und schlägt sich als russischer Hausknecht und chinesischer Kuli aus Sibirien in die Freiheit durch. Mitten in der spannenden Schilderung der ersten Zeit fehlt es nicht an humorvollen Episoden, die ein Gegenwärtigen vielen, wenn dem einen oder anderen Leser die Abenteuer gar zu sehr über den Kopf wachsen.

— „Leipziger Illustrierte Zeitung.“ Der heldenmütige Widerstand unserer österreichisch-ungarischen Bundesgenossen gegen den vielfach überlegenen Ansturm der Italiener bildet eines der bedeutsamsten Kapitel des Weltkrieges. Eine Reihe interessanter Illustrationen von Augenzeugen dieses gigantischen Ringens bringt die soeben erschienene Nummer 3775 der Leipziger „Illustrierten Zeitung“. Die für das Blatt an der Frontfront und in Tirols Bergwelt als Kriegszweiger tätigen Kunstmaler Adolf G. Föring, A. Reich und Professor A. Raffhiller sind die Schöpfer dieser Bilder. Aus dem reichen übrigen Inhalt dieser Nummer seien noch hervorgehoben die doppelstellige Zeichnung von Schwormstädt „Auf der Kommandobrücke eines Unterseebootes“, die der betriebe Illustration als künstlerische Frucht einer nächtlichen Kreuzfahrt in der Nordsee mitgebracht hat, die farbige Skizzenreihe Paul von's vom westlichen Kriegsschauplatz, die fesselnden Momentbilder aus Klandern von Poppe Jolkerts und Fritz Grottemeyer, sowie die Wiedergabe einer französischen Karte über die Kriegsziele des Viererbundes. Im vorliegenden Heft sind außerdem etwa 30 Photographien, zum Teil in sehr großen Formaten, wiedergegeben. Auch in textlicher Hinsicht steht dieses Heft der „Illustrierten Zeitung“, die im Vierteljahresabonnement 9 Mk. kostet, auf der alten Höhe.

* Wer behält Calais, den „Schlüssel zum Kanal“? An die Tatsache, daß sich britische Begehrtheit und Wachhunger schon im Mittelalter nach dem Besitz der kanalbeherrschenden Hafenstadt ausgedehnt haben, erinnert die Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens (Anton, deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart) im soeben erschienenen dritten Bande ihrer „Leier“. Im Jahre 1346 wurde die Stadt von einem englischen Heere unter König Eduard III. belagert, der schon mit fünfzehn Jahren durch eine von seiner eigenen Mutter angezettelte Verdrängung auf den Thron gekommen war. Als nach einjähriger Verteidigung die Lebensmittel vollständig ausgingen und bei einem Ausfall der Anführer verwundet in Gefangenschaft geraten war, lies man sich mit den Engländern in Kapitulationsunterhandlungen ein. König Eduard stellte als erste Bedingung, unter der er der tapferen Besatzung freien Abzug gestatten wolle, daß die Stadt sechs ihrer vornehmsten Bürger ihm „zur verdienten Strafe“ auslievere. Um weiteres unnützes und aussichtsloses Muterateßen zu verhindern, erbaten sich sofort nach Eröffnung der Verhandlungen durch den englischen Unterhändler der neue Kommandant St. Pierre und vier

seiner Verwandten, während der letzte Bürger aus einer Anzahl Freiwilliger durch das Los gezogen wurde. Im Lager des Siegers wurden die sechs sofort „als Sühnopfer“ zum Tode verurteilt. Vergeblich leuten sich einige Ritter für die mutigen Männer ins Mittel. Alle Witten, selbst die seines Sohnes, des „Schwarzen Prinzen“, schlug der englische König ab. Der zufällig im Lager weilenden Romain endlich gelang es, die armen sechs Opfer britischer Derschucht und Gefülligkeit vom Tode zu retten. Calais blieb darauf über zwei undert Jahre in englischem Besitz. Der Herzog Franz v. Guise eroberte es 1558 wieder zurück. Heute sind es nicht bloß sechs Bürger von Calais, heute lieiert sich blindlings ganz Frankreich in wahnwichtigen Revancheträumen dem wesenfremden Briten aus. Es wird ein bitteres Erwachen kommen.

— Die deutschen Döseprovinzen. Von Dr. Arend Buchholz, Direktor der Berliner Stadtbibliothek. Mit einer Karte und Bildern, 32. S. — 20 Bg. — (Berlin W 35, Verlag des Evangelischen Bundes.)

— Schwarzwald-Kalender 1916. Druck und Verlag von G. M. Poppen & Sohn in Freiburg i. Br. Preis 40 Pfennig.

Gießener Hausfrauen-Verein.

Veranlaßt durch das dringende Bedürfnis einer Einschränkung des Fleischverbrauchs soll unser heutiger Küchenszettel zeigen, wie es sich mit einem etwas größeren Sonntagsbraten — also mit einem einmaligen Fleischeinkauf — sogar die Woche durch auskommen läßt.

Sonntag: Suppe von Suppenwürfeln, Schmorbraten und Maffaroni.

Montag: Selleriesuppe, nochmals Schmorbraten (sorgfältig auf Wasserdampf erwärmt), Rotkraut mit Kartoffeln in der Schale.

Dienstag: Suppe von den Bratenknochen und dem Rückstand der Tunte gebüdt mit Hafermehl, Numentohl Gemüse und Kartoffeln.

Mittwoch: Frikandellen von den übrigen Bratenresten, Gelbe Rüben mit Kartoffeln; statt der Suppe gedämpfte Äpfel.

Donnerstag: Kartoffelsuppe, Apfelaufsatz *).

Freitag: Suppe von Gerstenflocken, Grünkorn-Poteletten *), Erdviensalat und Kartoffeln.

Samstag: Eine kräftige, echt deutsche Gemüsesuppe, nach Belieben noch Obst.

Kochanweisungen.

Apfelaufsatz: Eine Aufsatzform mit etwas Fett befeuchten, Boden und Rand mit in dünnen Scheiben geschnittenen Brötchen belegt. Geschmaltete Äpfel, welche man bereits über Nacht einzudert, mit gestoßenem Zimmt und kleinen Rosinen vermischt in die Form gegeben und sie weiter lagenweise mit Äpfeln und Brötchenscheiben gefüllt. Letztere nebst einigen Butterhäkchen bilden den Schluß. Ueber das Ganze kommt Milch mit Zugabe von Zucker und Ei-Erlas und zwar so viel Milch, daß dieselbe erst dann sichtbar wird, wenn man die Form etwas schief hält. Zum Baden im Bratofen genügt eine Stunde.

Grünkorn-Poteletten: 1/2 Pfund gemahlene Grünkorn wird in einem halben Liter Salzwasser zu einem steifen Brei gargekocht. Hierzu kommen 2 Eier, eine in etwas Fett weich gedämpfte zerschnittene Zwiebel und das nötige Gewürz. Diese Masse wird in kleine flache Poteletts geformt und in Fett braun gebraten.

Kriegskuchen (ohne Butter und Eier): 1/2 Pfund braunen Schrup oder Kunsthonig, 1 Tasse Milch, 1 Loth Zimmt, 2 Messerspitzen Nelken, 10 Pfennig Bitronat, 1 Pfund Zucker, 10 Pfennig Mandeln in Stücken schneiden, 1 Pfund Mehl, 1 Badpulver. Der Kuchen wird in einer länglichen Form bei gelinder Hitze eine Stunde gebacken.

* Siehe Kochanweisung.

Dechiffrier-Aufgabe.

Pt hjeu ovs fjo hmvidl:
Ejf Qgmjdia,
Ovs fjofo uspta;
Ejf hschju,
Ovs fjofo hlvorta:
Eht t lipfol.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Diamant-Rätsels in voriger Nummer:

kl
alt
s a a l e
K l a v i e r
S t i e r
B e l
r